



Inhalt: Letzt: Moras Briefe. Von U. von Eck. (Fortsetzung) — Zur Ästhetik der Mode. Vorurteilslose Briefe an eine Freundin von Hans Schliepmann. VII. — Im Dom. Von Pauline Schanz. — Frühlingstage bei Adolf Henselt. Eine Jugenderinnerung von Gerhard von Amhutor. (Fortsetzung) — Modisches Allerlei für den Hochsommer. — Wirtschaftsplaubereien. — Schach. — Aufgaben und Lösungen. — Gediegene Reiselektüre.
Illustrationen: Schwarz und Weiß. Holzschnitt nach dem Gemälde von Wertheimer. — Aus dem oberen Donauthal. Originalzeichnungen von Professor R. Stieker. — Die Freundinnen. Nach dem Gemälde von E. v. Blaas. — Modisches Allerlei für den Hochsommer. — Neue tropische Eismaschine.

Moras Briefe.

Von U. von Eck.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Vergleichen! Seines Bruders Glück mit dem seinigen argwöhnisch vergleichen! Da war er wieder auf dem unseligen Standpunkt!

Die Briefe seiner Braut, die er früher mit solcher Unruhe ersehnt, hatten jetzt nur ein zweites Interesse für ihn, er grübelte und grübelte über — die Liebe der andern! Dann wieder stürzte er an seinen Schreibtisch, zog Hettas Briefe hervor, las sie wieder und immer wieder, prüfte jedes Wort und suchte in jedem Satz, suchte nach dem, was auch ihn würde „den Himmel kosten lassen“. Dieser Zustand wurde allmählich unerträglich, und in dem Grade wie der Arme seine Nerven angriff durch die fortgesetzten inneren Kämpfe, in demselben Grade ließen seine moralischen Kräfte an Widerstandsfähigkeit nach, der einen großen Versuchung gegenüber, die ihn immer wieder ansprach und ihn zu verführen trachtete, bald sanft und schmeichelnd, bald heftig fordernd und fast unwiderstehlich. Die Briefe jener „Mora“ lesen, die jenen bezaubernden Zauber hatten, sehen, was sie denn war, diese Liebe, der solche Macht innewohnte — das nagte und quälte an seiner Seele mit teuflischer Gewalt. Die Schreiberin selbst beschäftigte ihn kaum, er machte sich auch kein Bild von ihr, ihn reizte nur dieser Zauberhauch ihrer Briefe, der seinen leicht-herzigen und etwas webermüden Bruder, den „schönen“, verwöhnten Oldenhuis, zu solchen Worten brachte, wie die gelesenen waren. Das mußte etwas Besonderes sein, etwas, das er nicht kannte, vielleicht nie kennen würde! Er kannte die Weiber und kannte die Liebe, hatte geglaubt, er kenne sie beide gar gut — aber so war ihm nie zu Mute gewesen, an den Himmel hatte ihn noch kein Gefühl jemals getragen! . . . Und seine kleine Braut? Besaß sie die Macht, dies leidenschaftlich verbitterte, irrende Herz emporzutragen über die Wolken? Würde ihre Liebe ihn auch „den Himmel kosten lassen?“ Als Hans Oldenhuis zum erstenmal diesen Gedanken ausdachte, stieg ihm das heiße Herzblut in die Schläfen — Gott, wenn es nicht so wäre, wenn er sich gefesselt hätte, um noch elender zu werden als bisher . . .! Und es war nicht so, sie — hastig zog er den letzten Brief seiner Braut aus der Brusttasche und durchflog ihn mit brennenden Augen.

„Mein lieber guter Hans,“ stand da in zierlichen Buchstaben, auf Linien geschrieben. „Verzeih, daß ich Dir Deinen letzten Brief nicht, wie Du es wünschtest, sofort beantwortet habe, aber er war so sonderbar, daß ich nicht recht wußte, was ich schreiben sollte, und dann hatte ich auch keine Zeit, da die Tante mich vorgestern nach der Stadt schickte, um Kommissionen zu machen, und gestern hatten wir Besuch. Die beiden Fräulein Herbart waren da und hatten ihren Bruder mitgebracht; wir spielten Croquet im Garten, da das Wetter hier noch sehr schön ist.“

„Mein lieber Hans, wenn wir so vergnügt sind, dann wünsche ich immer, daß Du lieber hier wärst als in Deiner alten tristen Garnison, dann wärest Du gewiß nicht so traurig. Du mußt das auch nicht mehr sein, mir zu Liebe nicht! Du weißt ja, daß ich Dich sehr lieb habe und immer an Dich denke, und wir werden ja nun bald für immer bei einander sein, da mußt Du mich der Tante nun schon die kurze Zeit noch gönnen. Zuerst konnte sie sich gar nicht darenin finden, daß ich heiraten werde und nun nicht mehr jeden Sommer zu ihr komme wie bisher, denn ich bin ihr Patentkind und war stets ihr Liebling, sie mochte Dich daher zuerst auch nicht allzu gern leiden; doch habe ich ihr schon so viel Liebes und Gutes von meinem einzigen Hans erzählt, daß sie nun ganz gespannt ist, Dich kennen zu lernen. Aber da läßt sie mich rufen, für heute darum Adieu! Mit Gruß und Kuß
 Deine treue Braut.“

Er hatte den Brief schon zehnmal gelesen, aber ob er ihm jetzt plötzlich anders erschien als bisher, oder was für Seelenvorgänge es waren, die mit einemmal einen verhängnisvollen Entschluß in seiner Seele reiften — kurz, er beschloß mit plötzlicher Energie, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um in seines Bruders Schreibtisch nach jenen Briefen zu suchen — sie zu lesen. Mit diesem Entschluß kam eine starre Ruhe über ihn, der unheimliche Rückschlag jener grenzenlosen Nervosität, die ihn bisher gepeinigt hatte. Er handelte jetzt vollkommen überlegt.



Schwarz und Weiß.

Holzchnitt nach dem Gemälde von Wertheimer.

Nach einer Photographie aus dem Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

Es ist ein kalter Herbstabend wenige Tage später. Ray Oldenhuis ist in eine Abendgesellschaft gegangen, in der sein Bruder sich Unwohlseins halber durch ihn entschuldigen läßt. Und wer ihn zu derselben Stunde gesehen, der hätte ihn freilich im Fieber geglaubt! Dieser Mann, der da mit bebenden Händen ein beschriebenes Blatt nach dem andern aus dem Sekretär nahm, der mit glühenden Augen und pochenden Schläfen den Inhalt derselben verschlang, dessen Lippen zuckten und dessen Brust fast stöhnte unter heftigen Atemzügen, der war absolut krank, dessen Seele litt Höllenqualen unter dem Griff eines schrecklichen Dämonen, der sein ganzes Ich erschütterte.

Jetzt begann er ein neues Blatt:

„Meines Herzens Abgott! Geliebter, herrlicher Mann! O Ray, wie bin ich so glücklich, daß ich Dich lieben darf, daß ich Dich finden durfte im Leben, um an Dir zu erkennen, was der Allvater wollte, als er den Menschen schuf! Es kann etwas Herrliches sein um einen Menschen, das weiß ich jetzt! Jetzt, seit ich mir Deine besondere Art des Menschentums offenbart, diese offene Männlichkeit, dieser vornehme Edelmann, diese entzückende Zartheit Deines Wesens; jetzt weiß ich, was es heißt nach dem Ebenbild Gottes! Ray, Du weißt, daß ich Dich liebe, liebe mit der ganzen ersten Leidenschaft meines Herzens, — aber fühlst Du auch, wie Dich meine Seele so innig verehrt, wie all mein Denken Dir zu Füßen liegt und aufsteht in einem einzigen Hohenliede auf den Zauber Deines einzigen, unvergleichlichen Wesens? Ihr Männer, glaube ich, schätzt solche inneren Siege gar gering, und doch sind sie die wesentlichsten. Was wärst Du mir, wenn Du meiner Seele nicht Bedürfnis wärest, wenn ich nicht auch mein Denken mit Dir beschäftigen könnte und — wenn Du es nicht auch vertragen könntest, daß ich an Dir herumbenke. Hier sehe ich Dich lächeln (Dein herzlich's jugendliches Lächeln) — aber es ist doch so! Es ist freilich wohnig und zauberisch, Deine Lippen auf den meinen zu fühlen, meinen Kopf an Deiner Brust zu bergen, so sicher, so behütet, so zugehörig, mein Ray, aber es ist nichts gegen die Seligkeit, die ich empfinde, wenn meine Seele die Deine sucht, hoch über meinem Haupte, Dich höher und höher tragend, zu Dir emporblühend, und gewiß, nie so hoch zu steigen, daß meine Seele Dich nicht mehr fände! Siehst Du, das ist ja so schön, so heilig, das macht mich so gut, es macht mich ordentlich fromm, so an Dich zu denken, — oh, laß mich dies Gefühl nie verlieren, Ray! Höre auf, mich zu lieben, wenn Du kannst, verlaß mich, wenn Du mußt, ja, vergiß mich auf ewig, wenn es Dein Glück ist — und glaube mir, das thäte am wehesten — nur um Eines flehe ich Dich: Laß mich Dich nie innerlich verlieren, laß mir Dein Bild dann zurück, wie es jetzt ist, von Strahlen umflossen, fleckenlos und schön! Den Schmerz würde ich auszuhalten versuchen, aber ich würde es nicht ertragen, Dich von Deiner Höhe gestürzt zu sehen; das hieße mir meine Götter rauben.“

Der Lesende stöhnte und warf den Bogen hin, ohne ihn zu beendigen. Hier war ein kurzes Billet:

„Heute habe ich Dich vorübersehen, süßer Mann, als ich bei Bergs Klavierstunde gab. Wie schön Du warst, so stattlich und ritterlich, so ganz ein Mann und ein Edelmann — und ich, ach ich weiß ja auch, daß noch ein Mensch dahinter steckt, und das ist mein heiliges Geheimnis! — Ray!“

Ein Blatt nach dem andern wanderte hastig und ungeordnet durch Hansens zitternde Hände. Viel zu erregt, um ruhig fortzulesen, rissen seine irrenden, heißen Augen hier einen Satz heraus und da einen. Er las, zuletzt kaum noch den Sinn des Gelesenen erfassend, aber hier und da die Worte vor sich hin stammelnd, wie um sein Ohr zu berauschen an einer ungehörten wunderbaren Musik.

„Man sagt mir oft, ich sei jetzt sanfter und freundlicher als früher, weißt Du, woher das kommt, mein Abgott? Sieh, wenn ich so die Menschen um mich herum betrachte und denke, daß sie nicht von Dir geliebt werden, nein genug schon, daß es ihnen nicht gewährt ist, Dich lieben zu dürfen, daß sie Dich nicht einmal kennen, dann überkommt mich jedesmal ein so unbeschreibliches Mitleid mit ihnen, daß ich ganz besonders gut und freundlich bin. Wozu leben sie, frage ich mich, was thun sie auf der Welt? Und wenn sie lachen und fröhlich sind, wundere ich mich, was sie glücklich macht. Ich weiß wohl, daß dies thöricht ist, und daß gewiß viele von ihnen sich selbst glücklicher schätzen, als die arme Musikerstochter, aber ich kann mich nun einmal von diesem Gedanken nicht befreien. Weiß ich doch selber nicht, wozu ich gelebt habe, ehe ich Dich kannte; scheint es mir doch täglich mehr, als sei ich einzig geschaffen worden, um Dir zu zeigen, wie unbeschreiblich man Dich lieben kann!“

„Ja, es war eine Enttäuschung, daß Du nicht kamst, mein einziger Ray, zumal ich die bösen Kopfschmerzen wieder hatte, die immer mein Teil sind, wenn am Abend vorher hier so viel gegetzt und gesungen ist — warum ich auch nur so wenig musikalisch bin! Ach, wie sehnte ich mich da nach Deinem freundlichen Auge, Deiner schönen, beruhigenden, unbeschreiblich melodischen Stimme (sollte ich etwa doch musikalisch sein?), und danach die guten, schönen Hände aus meiner Stirn zu fühlen, die ich so sehr liebe. Sie hätten den alten dummen Kopf schon gesund gemacht, so wie damals, weißt Du, als die Schmerzen so rasch unter ihrem sanften Druck vergingen. Ach Ray, damals dachte ich, solche Hände müßte Jesus gehabt haben.“

„Da bin ich schon wieder, Ray, obgleich ich erst gestern an Dich geschrieben habe. Aber ich muß zu Dir sprechen, denn ich bin ja so glücklich, so unbeschreiblich glücklich heute! Warum? Ich weiß es nicht, denn manchmal bin ich ganz ebenso unglücklich! Aber heute fühle ich mich so reich, so stolz, so getragen! Ist es, weil Du mich liebst? Nein, denn sehr oft weiß ich mir selber gar nicht zu sagen, ob Du mich liebst oder ob Du Dich nur freust an meiner Liebe — aber siehst Du, das macht mich nicht unglücklich; denn ein liebend Herz will weiter nichts als lieben, und kein schöneres, tieferinnigeres Wort von Voltaire als dies: C'est moi qui te dois tout puisque c'est moi qui t'aime.“

Das war das letzte Blatt. Rasch atmend legte der junge Offizier es zu den anderen, und den Kopf in die Lehne des Sessels zurückwerfend, bedeckte er das Gesicht mit beiden Händen. „C'est moi — qui — te dois — tout —“ stöhnte er leise und wie gequält. Die Arme sanken ihm schlaff herab, und er blickte starr und wie abwesend in das ruhige Licht der Lampe vor ihm. Endlich bewegten sich die fieberroten Lippen

wieder — „Das ist's,“ flüsterte er — „das ist's!“ Und dann, in so gequälten Tönen, daß jedes Wort einem Schmerzensschrei gleich, wiederholte er den Satz und schrie fast verzweifelt auf: „Ja, das ist Liebe!“

Aber schon das letzte Wort erstickte in einem gellen, krampfartigen Auslachen. Hans zog den letzten Brief seiner Braut aus der Brusttasche seines Rockes, entfaltete ihn unter einem bösen Lächeln und legte ihn neben die anderen Briefe. Dann schlug er mehrmals mit dem Rücken der flachen Hand auf das einzelne zierliche Blättchen, das sein war, wie wenn er es sich selber zeigen wollte, und lachte jedesmal höhnisch dabei auf.

Endlich sprang er empor, warf Noras Briefe in das Fach, dem er sie entnommen, steckte den Brief seiner Braut zu sich und schloß sich in sein Zimmer ein, nachdem er sich zuvor eine Flasche Sherry hatte bringen lassen. Seine Kraft, selbst die, sich zu quälen, war zu Ende; er wollte vergessen.

Seit diesem Tage herrschten als bewegendes Element in Hansens Seele — Noras Briefe. Wieder hatte er kein eigenes Leben, kein Leben für sich, keine Freude am eigenen Glück, wieder war er auf dem elenden Standpunkte des Vergleichens. Nein, mehr. Er lebte so sehr in dieser Welt von Liebe und schwärmerischer Phantasie, die einem andern gehörte, daß er sein eigenes Leben nur so nebenher führte. Die Briefe seiner Braut hatten schließlich für ihn nicht mehr Interesse als ein beliebiges anderer Brief gleichgültigen Inhalts, er beantwortete manchmal erst den zweiten, dritten; dagegen durchbrannte ihn ein fieberhaftes Verlangen nach den Worten, die die Liebe der andern sprach, sobald er wußte, daß Ray einen neuen Brief von „Nora“ erhalten, und es war ihm eine fast unerträgliche Pein, wenn einmal mehrere Tage vergingen, ohne daß Rays Harmlosigkeit ihm Gelegenheit bot, unbemerkt zu seinem Geheimnis zu gelangen. Nicht als ob er seinem Bruder dieses Mädchen selbst geadelt hätte, das er gar nicht kannte und von dem er sich nicht einmal eine Vorstellung machte, nicht als ob er etwa durch den Zauber ihrer Briefe die Schreiberin selbst lieben gelernt hätte, — wäre dem so gewesen, er würde jetzt seinen Bruder hassen gelernt haben wie nie — nein, in einer eigentümlichen Art von Stumpfheit nach allen anderen Richtungen hin lebte seine Seele nur ein quälendes Dasein nach einer einzigen Seite der Sache. Mit seinem brennenden Durst nach Liebe berauschte sich der Unglückliche an diesen Worten, die ihm nicht galten, die er aber eintrauf und aufjog, weil es so schön, ach, gar so schön war! Es mußte erst ein Ereignis von außen hinzukommen, um ihn aus diesem merkwürdig paradoxen Seelenzustand einer dumpfen Erregung herauszureißen und ihn in einen Entscheidungskampf zu stellen. Noch hätte er siegen können, noch war es Zeit.

Hetta Wernstorff war zurückgekehrt. Schon seit Wochen hatte Hans Oldenhuis das Elternhaus seiner Braut kaum oder nur flüchtig betreten. Es war ihm unbeschreiblich unbehaglich dort zu wohnen. Und doch konnte man nicht sagen, daß er Gewissensbisse hatte. Im Gegenteil, er hatte ein unbestimmtes Gefühl des Jornes und des Trostes gegen diese gütigen, lebenswürdigen Menschen, das zu Zeiten in einen positiven Widerwillen ansartete. Warum? Was hatten sie ihm gethan? Hätte er sich ehrlich die Frage vorgelegt, weshalb er ihnen grollte, so wäre die Antwort darauf gewesen: weil er sie fortwährend innerlich beleidigte. Der war ein großer Seelenkennner, der das geistvolle Wort aussprach, daß wir denen am schwersten verzeihen, die wir beleidigt haben. Der alte Freiherr und seine Gemahlin bemerkten natürlich das wunderliche Gebahren ihres zukünftigen Schwiegerohnes, doch waren sie lebenswürdig bereit, es teils auf ein vorgefügtes körperliches Unbehagen (welchen Vorwand sein Aussehen allerdings unterstützte), teils auf die Ungebildetheit wegen Hettas Abwesenheit zu schieben und demgemäß zu entschuldigen.

Jetzt war Hetta zurückgekehrt und dadurch auch das Leben ihres Verlobten eingehendst beeinflusst. Hans hatte seine Braut in der letzten Zeit manchmal beinahe vergessen gehabt, ihre Briefe hatten nur eine vorübergehende Erinnerung an sein Verlöbniß geweckt, die nicht die Kraft gehabt, bis auf den Grund seiner Seele durchzudringen, und bald wieder ertränkt war in der einzigen Strömung, die seine Gedanken jetzt nahmen. Ihr Fernsein hatte ihn auch seiner konventionellen Pflichten als Bräutigam enthoben, und so war es möglich geworden, daß er in jenem Zustand einer Art seelischer Trunkenheit: erregt, berauscht und doch denkunsähig, dahin gelebt hatte. Nun plötzlich war er wieder in die Wirklichkeit zurückgedrängt. Die Nachricht von der Rückkunft seiner Braut und ihre Bitte, sie mit ihren am Bahnhof zu erwarten, zeigten Hans mit einemmal, wo er stand. Er fühlte mit plötzlicher Klarheit, daß er seine Braut nie geliebt hatte, daß er sie an sich gerissen aus Egoismus, aus einem gewissen Trost gegen das Schicksal, um vor seinem Bruder etwas voraus zu haben — nur nicht aus dem einen Gefühl, das das einzig ehrliche dabei gewesen wäre, und das er doch für sich dabei forderte. Mit dieser Klarheit kam ihm seine alte Bitterkeit, aber auch sein alter Sarkasmus zurück, und mit einer gewissen spöttischen Neugier, wie er sie finden würde, ging er, um seine Braut am Bahnhof zu empfangen.

Hetta von Wernstorff war ein kleines, zierliches Wesen mit einem lieblichen blassen Gesichtchen in dem blonden Haarschmuck; und war sie so keinesfalls eine imponierende Erscheinung, so gab doch die ruhige Anmut den etwas müden und gehaltenen Bewegungen ihr eine Vornehmheit, die sofort die Aristokratin in ihr erkennen ließ. Sie war daheim die Sonne des Hauses, sie besaß eine Fülle anmutiger kleiner Talente, und eine gelegentliche Schelmerei auf den feinen roten Lippen bewies, daß dies kleine zarte Geschöpfchen auch einen ganz gesunden Humor mitbekommen hatte. Sie gehörte zu jenen Mädchen, die reizend sind als „Tochter des Hauses“, die eigens für diese Rolle geschaffen scheinen, die sich aber notwendig unbehaglich fühlen, sobald andere Ansprüche an sie gestellt werden, sobald sie die einzige Rolle, die zu ihnen paßt, wechseln sollen. Sie hatte sich für Hans Oldenhuis interessiert, weil ihr sein scharfer Wit imponierte, weil sie seine, ihrem sonnigen Wesen so entgegengelegte Skepsis nicht verstand — und sehr junge Mädchen lieben immer, was sie nicht verstehen — und endlich, weil sich in dem blonden Köpfchen, ihr selbst wohl fast unbewußt, eine Art eigenwilliger Opposition vorfand, in die allgemeine Vergötterung des „schönen“ Oldenhuis einzufittmen. Sie war überzeugt, daß sie Hans liebe. Was wußte sie von der Liebe!

Als Hans seine Braut aus dem Coupé steigen sah, so fein, so zart, so durchsichtig blaß in dem flackernden Laternen-

licht, da überkam ihn einen Augenblick ein sehr warmes Gefühl für dieses zierliche kleine Wesen, das er an sich gefesselt hatte, ein Gefühl, halb Mitleid, halb Sehnsucht, und in dieser Aufwallung preßte er sie so stürmisch in seine Arme, daß Hetta ihn ganz erschrocken von sich drängte. Diese ihre fast unwillkürliche Bewegung, die aus dem Instinkt mehr als aus dem Bewußtsein ihres Kinderherzens kam, genügte, um die volle, hohnvolle Bitterkeit in das Herz ihres Verlobten zurückzuführen, die eben einen Moment weichen gewollt. „Verzeih!“ sagte er, sie sofort freigebend, und der Ton dieses einzigen Wortes war so hohnvoll ironisch, daß Hetta die Thränen in die Augen trat. Hans sah es, und es erbitterte ihn noch mehr. Ein ausgleichendes Scherzwort hätte ihn zwar wahrscheinlich ebenso erbittert: er verlor schon wieder vollständig die Herrschaft über seine Gefühle. Natürlich erwartete man von Hans, daß er den Abend im Elternhause seiner Braut zubringe, allein er selbst fühlte, daß er nicht instande sein werde, eine Unterhaltung über die alte Tante auf Palmberg und andere ihm gleichgültige Dinge ruhig zu ertragen, daher entschuldigte er sich bereits nach einer halben Stunde mit überhandnehmenden Kopfschmerzen und ging. Hetta brach in Thränen aus, als sich die Thür des Salons hinter ihm schloß, aber Frau von Wernstorff sagte accentuiert und streng: „Herr von Oldenhuis ist schon längere Zeit leidend, man sollte einen Arzt konsultieren.“ Hetta verstand den Verweis, der in dem Ton ihrer Mutter lag, besser noch als den Trost, der sich allenfalls aus ihren Worten hätte schöpfen lassen, und hatte ihre Thränen bereits getrocknet, als gleich darauf der Diener mit dem Theegerät eintrat. Der Freiherr schwieg. — „Ist deine Braut nicht angekommen?“ rief Ray seinem Bruder entgegen, als er diesen so unerwartet früh zurückkommen sah.

„Doch, ja.“

„Aber warum bist du denn nicht da geblieben?“

„Ich habe Kopfschmerzen. Gute Nacht,“ entgegnete Hans kurz. Ray sah ihm kopfschüttelnd nach. Selbst seine sorglose Heiterkeit hatte die Veränderung bemerkt, die in seines Bruders Wesen vorgegangen, aber auch er hatte sie aus Hettas Fernsein erklären zu müssen geglaubt, und um so weniger konnte er begreifen, daß sein Bruder den ersten Abend nach ihrer Wiederkehr nicht in ihrer Nähe blieb, selbst wenn diese Kopfschmerzen nicht vorgeführt waren. Allein Ray Oldenhuis scheute unangenehme Gedanken, und da er seinen Bruder nicht verstand und dieser sich ihm nicht vertraute, so beschloß er, denselben seinen eignen Weg gehen zu lassen.

Für Hans brach nun eine Zeit unglücklichen Seelenleidens an. Er machte sich keine Illusionen über sich selbst, vielmehr erkannte er seinen innern Zustand klar genug. Ja, mehr noch, er wünschte geheilt zu sein von dieser nagenden Unzufriedenheit und Bitterkeit und wandte sich mit all dem Guten, das noch in ihm war, seiner Braut zu. Sie war ihm ja gut, sie hatte entschieden ein zärtliches Gemüt, sie würde, sie mußte ihn lieben lernen, lieben wie jene Nora liebte, glühend und leidenschaftlich, und ebenso schwärmerisch und poesievoll. Lieben lernen! Ist das wohl ein mögliches Ding? Aber Hans versuchte es dennoch, es sie zu lehren: ruhrendes, qualvolles und ach, wie nutzloses Beginnen! Wie wollte er eine Natur lehren, eine andre zu sein, als sie selbst! Aber da sah er stundenlang neben seiner Braut, gespannt lauschend auf jedes Wort, das sie und wie sie es sprach, veruchend, mit ängstlicher Klugheit sie hinüberzuleiten zu Gemütsäußerungen, die annähernd den tiefen, innigen Ton trafen von — Noras Briefen.

O, der Fluch dieses Diebstahls an seinem Bruder! Hans wünschte jetzt oft selbst, er hätte sie nicht gelesen; er verjuchte sich frei zu machen von der Erinnerung an den Zauberhauch, der sie umfloß, und dennoch — dennoch! Warum auch war Ray nicht vorsichtiger mit seinen Briefen! Hans grollte ihm darum und verjuchte, seinen Bruder schuldiger zu finden als sich selbst. Wenn er es auch wirklich manchmal über sich gewann, mehrere Tage jene Briefe nicht zu berühren — er unterlag immer von neuem der Versuchung, die schon allzu mächtig in ihm geworden war.

Eines Tages schrieb er, einer plötzlichen Idee folgend, einen der Briefe eiligst ab. Er wollte ihn Hetta zeigen — vielleicht wurde es ihr dann möglich, auch so zu schreiben, zu sprechen, zu denken. Sie war in so eingengten Begriffen erzogen, vielleicht bedurfte es nur des Beispiels, sie den banalen Ton konventionellen Verkehrs zwischen ihnen tiefer und höher stimmen zu lassen und jene innigen und schwärmerischen Harmonieen zu finden, die aus Noras Briefen hervorquollen.

Er traf seine Braut damit beschäftigt, an einem modernen Chaiselonguekissen zu sitzen, dessen buntfarbenen Seiden sie eine fröhliche Aufmerksamkeit zuwandte. Sie legte die Arbeit auch bei ihres Verlobten Eintritt nicht beiseite, sondern reichte ihm nur die kleine Hand zum Kusse. Hans verdroß dies. Ob wol Nora ...? Er begann sogleich eine halb spöttische, halb ernstgemeinte Eiferjuchtsrede auf die edle Beschäftigung der Stickerin und sagte schließlich:

„Ich möchte wohl wissen, wie viele nicht erhaltene Briefe ich ähnlichen kostbaren Nachwerken, wie dies da ist, verbanke.“

„Oho, mein Herr,“ entgegnete Hetta neckisch, „habe ich Ihnen nicht wohl gar öfter geschrieben als Sie mir?“

„Es kommt aber auf den Ton der Briefe an,“ docierte Hans, sein Ziel im Auge.

Hetta legte den Kopf auf eine Seite und sah ihn schelmisch andächtig an.

„Auf die Zmigkeit,“ sagte Hans.

Hettas Köpfchen wanderte auf die andre Seite.

„Ich möchte einmal so einen echten, rechten Liebesbrief von dir haben,“ fuhr Hans etwas leiser fort.

Hetta lachte fröhlich auf. „Soll ich mir vielleicht einen ‚Briefsteller für Liebende‘ anschaffen?“

Ihr Scherzen ärgerte Hans, allein er blieb ruhig und zwang sich sogar zu einem ähnlichen Ton. „Nun, wenn das auch grade nicht — aber zeigen will ich dir doch, was ich unter einem Liebesbriefe verstehe: sieh, das habe ich neulich von einem solchen abgeschrieben.“ Er reichte ihr sein Notizbuch, und Hetta las halblaut:

„Meines Herzens Abgott! Wie lange ich Dich nicht gesehen habe! Drei ganze, ewig-lange Tage nicht! Oder war's überhaupt gar nicht Tag, war's gar nicht Licht während der Zeit? Ach, fast scheint es mir so, denn ich lebe ja nur die wenigen Stunden, wo wir beisammen sind, mein Glück! Deine zauberische Nähe bedeutet mir Licht und Wärme und Trost, und alle Zeit, die ich fern von Dir zubringen muß, wird mir

nur dadurch erträglich, daß ich mir immer wiederhole: sie führt zu einer neuen Stunde des Wiedersehens. Und da denke ich denn unausgesetzt an Dich und sehne mich nach Dir und beneide alles, was in Deiner Nähe sein darf, die Sonne und die Luft, die Dich aufsuchen dürfen und — ja, manchmal beneide ich Dich selbst um Dich selber. Ein thörichtes Mädchen, Deins, nicht wahr, mein Abgott? Aber sie liebt Dich, wie noch kein Weib auf Erden Dich liebte! O, warum kann ich nicht bei Dir sein . . . und werde ich es je dürfen?! Werden Deine Eltern die arme Musikerstochter je aufnehmen wollen? Ach, geliebter Mann, mir ist oft so bange, so todeträurig zu Mute. Ich wünschte dann, ich könnte sterben, jetzt, wo Du mich noch liebst, jetzt, wo ich Dein Bild noch so schön, so ungetrübt schön mit hinüber nehmen kann in die Ewigkeit . . . Und dann wieder fürchte ich mich vor dem Sterben, weil ich in der letzten Zeit oft den angstvollen Gedanken gehabt habe, ich könnte Dein Bild im Tode aus der Seele verlieren, ich könnte Dich im Jenseits vergessen haben — und der Gedanke ist mir die schrecklichste Hölle, die ich auszudenken vermag! Und wenn ich auch dann nichts mehr davon wüßte, daß ich Dich je gekannt, daß je meine Seele Dich geliebt, wenn infolgedessen ich auch selig sein könnte trotz alledem — ich will keine Seligkeit, in der Dein Bild ausgelöscht wäre, und der Himmel, er ist mir keiner, wenn Du ihm fehlst! Ist das gottlos? Ich weiß es nicht! Ich weiß nichts mehr, als daß ich Dich namenlos liebe, daß meine Seele kniet vor der Deinen in Anbetung dessen, was der Allvater mit Dir gewollt, weiß nur, daß ich Dein bin in Zeit und Ewigkeit . . .

„Aber Hans, das ist ja aus einem Roman, so kann doch in Wirklichkeit niemand schreiben!“ rief Getta und lachte. „Gott, warum mußte sie auch gerade lachen! So verständnislos, so oberflächlich lachen! Ja, wenn sie gespottet hätte, das hätte er eher ertragen; es wäre ihm sogar lieb gewesen, diese Briefe geistreich verspottet zu sehen, die eine solche Gewalt über seine Seele erlangt hatten. Aber gerade dieses Lachen, dieses fröhliche, harmlose Lachen verstimmte ihn über alle Maßen.“

„Du irrst,“ sagte er scharf, „diese Zeilen sind nicht aus einem Roman, sondern in der That an einen meiner Kameraden gerichtet worden.“

„Ah!“ machte Getta, „in der That! Und wie kamst du dazu?“

„Er — er hat sie mir gezeigt,“ sagte Hans unbehaglich. „Er hat sie dir gezeigt!“ sagte Getta und wurde glutrot. „Das konnte er thun?“ Dann fügte sie heftig hinzu: „O, pfui über ihn!“

Hans hatte einen Augenblick ein Gefühl, als könne er dieses kleine zarte Geschöpf da vor sich mißhandeln, die unbewußt ihm selbst dieses „Pfui!“ ins Gesicht warf. Es erbitterte ihn grenzenlos, daß sie ein Recht hatte, ihn zu verachten, nachdem er soeben noch so geringschätzig auf sie geblickt. Aber er hielt an sich und sagte nur kalt und spöttisch:

„Beruhige deinen edlen Eifer, der dir allerdings sehr gut steht. Ich wollte dich nur necken. Der Brief ist allerdings aus einem Roman.“

Getta atmete wie erleichtert auf. „Siehst du, das dachte ich ja,“ rief sie, schnell beruhigt. „Er war ja auch zu überpannt!“ Und sie lachte von neuem. Hans ertrug es nicht länger; er ging.

„Gott, Gott,“ murmelte er, als er das Haus verließ; „wenn sie wenigstens begreifen könnte, daß eine andre so empfinden kann!“

Der nächste Tag war Gettas Geburtstag. Unter reichen anderen Gaben fand sich eine Anthologie von Kern- und Sinn- sprüchen auf ihrem blumengeschmückten Tisch. Hans nahm das Buch auf und blätterte darin. Getta trat an ihn heran. „Nun?“ machte sie, legte das blonde Köpfchen auf seinen Arm und sah mit hinein. Ihr Verlobter hatte das Kapitel Liebe aufgeschlagen und las halblaut hie und da einen Spruch.

„Das ist alles gut und schön,“ sagte er endlich, „aber doch hat niemand bisher etwas Sinnigeres und Schöneres (schön im höchsten Sinne gefaßt) über die Liebe gesagt als der gottloseste Dichter, nämlich Voltaire.“

Getta sah fragend zu ihm auf. „C'est moi qui te dois tout puisque c'est moi qui t'aime.“

„Wie?“ Hans wiederholte den Satz noch einmal langsam und deutlich. Getta schaute ihn nachdenklich an, dann machte sie eine lebenswürdige kleine fette Bewegung mit dem Köpfchen — „puisque c'est moi qui t'aime? Das versteht man ja gar nicht, Hans — umgekehrt! Puisque c'est toi qui m'aimes? Nicht wahr, mein alter Schatz?“

Aber Hansens Seele sank bei diesen Worten eine namenlose Traurigkeit. So war denn jeder neue Versuch eine neue Enttäuschung! Es war ihm, als stürbe ihm drin im Herzen langsam etwas dahin, was seine ganze Hoffnung auf das Gute gewesen war. Er hätte weinen mögen, weinen, wie noch nie in seinem Leben, und hätte gewünscht, daß jede Thräne ein Tropfen seines Herzbutes sei.

„Nicht wahr, mein Hans?“ wiederholte Getta, die seine Miene verstand.

„Ja, ja, mein Kind, du hast recht,“ sagte er gepreßt, senkte und küßte ihren blonden Scheitel. Ein plötzliches, fast zärtliches Mitleid ergriff ihn für dieses sonnige kleine Geschöpf, das er in die quälerischen Kämpfe seiner Seele hineinziehen wollte, und das doch so gar nicht geeignet war, dieselben mit zu tragen oder auch nur zu begreifen. Warum verlangte er auch von ihr, was sie nicht zu geben hatte! Er küßte sie wiederholt und war so still und sanft für den Rest des Tages, daß Getta ganz glücklich einschlies am Abend, und Frau von Wernstorff die Besorgnisse, die die letzte Zeit in ihr geweckt, erleichtert schwinden sah.

Jene weiche Stimmung, die Hans an dem Geburtstage seiner Braut überwältigt und beherrscht hatte, war bald wieder der alten unzufriedenen Bitterkeit gewichen, ja, er gab sich sogar viel weniger Mühe jetzt, wo er seine Sache fast verloren gab, diese Bitterkeit zu besiegen oder auch nur zu verbergen. Seine Sarkasmen und hohnvollen Bemerkungen fielen wie verlesene Pfeile nach allen Seiten hin, so daß seine Kameraden sich achselzuckend mehr und mehr von ihm abwandten und seine Braut manch heimliche Thräne deswegen vergoß. Frau von Wernstorff beobachtete mit immer wachsendem Unwillen das launische Wesen und Betragen ihres zukünftigen Schwiegersohnes; ihre stolzen Gegenbemerkungen wiesen manchmal

recht herb die verletzenden Ausfälle des jungen Offiziers zurück, so daß sich zwischen ihnen eine beiden fühlbare Gereiztheit entwickelte, der nur ein besonderer Anlaß fehlte, um zu voller Aussprache zu kommen. Was die kluge Dame bisher abgehalten hatte, eine solche herbeizuführen, war ihre Bemerkung, daß das Wesen ihrer Tochter nicht allzusehr durch die Launen ihres Verlobten beeinflusst wurde: ihre Thränen verbarg Getta seit jener ersten Rüge sorglich den Augen der stolzen Mutter, und im übrigen war ihr Wesen so elastisch, daß sie immer sehr leicht wieder zu vergessen geneigt war. Man fühlte, daß Auseinandersetzungen zwischen den beiden Liebenden den Stand der Dinge schwerlich bessern dürften, man hoffte, daß sich schließlich doch alles von selbst wieder glätten werde und handelte nach dem englischen Sprichwort: The least said, the soonest mended.

Der November brachte den Anfang der gefälligen Vergnügungen des Winters, und das Brautpaar erwiderte, auf den Wunsch von Gettas Eltern, auch auf mehreren Bällen. Getta hatte sonst immer, seit sie verlobt war, außer mit Hans auch mit anderen ihr bekannten Herren getanzt, und ihr Bräutigam hatte noch nie eine Bemerkung darüber verloren. Umjomehr mußte es sie verwundern und in Verlegenheit setzen, als Hans auf einem Ball in der „Königshalle“ plötzlich auf sie zutrat und sie etwas gereizt eruchte, künftigt nur mit ihm zu tanzen. Mit einem schüchternen Blick nach dem Plaze ihrer Mutter hin und einem heißen Erröten der Verlegenheit bei dem Gedanken an die bereits verbotenen Tänze willfahrte sie; allein die Notwendigkeit, die Bekannten, von denen sie sich einen Tanz hatte notieren lassen, nun mit allerlei Trug abzufinden, war ihr nach dem ersten Versuch so entsetzlich, daß sie es vorzog, ein Kopfschütteln zu erheuchen und heim zu begehren. Erstaunt und Hans mit misstrauischen Blicken messend, nahm Frau von Wernstorff ihr eben noch so frohes Kind in den Wagen; Hans sprach nicht ein Wort.

Am nächsten Morgen fand er wider sein Erwarten seine Braut in ganz heitrem Stimmung. Sie ging ihm entgegen, streckte ihm beide kleine Hände hin und sagte neckisch: „Also eifersüchtig!“

Hans ärgerte das Wort. Er eifersüchtig auf dieses kleine unbedeutende Wesen, dessen Liebe ihm schon seit Wochen so wenig wert schien! Er hatte sofort das Bedürfnis, sie dafür zu kränken, er fand nur nicht gleich etwas, womit. „Eifersüchtig!“ wiederholte er spöttisch wegwerfend. „Anstatt daß du dich über mein Betragen wunderst, könnte mich das deine in Erstaunen setzen. Ich finde es nicht gerade schön oder auch nur passend, wenn eine Braut mit anderen Herren als mit ihrem Verlobten tanzt!“

„Aber Hans!“ „Siehst du mich etwa von einer Dame zur andern fliegen?“ rief er heftig.

„Du tanzt nicht gern, tanztest früher auch wenig,“ sagte Getta leise, eingeschüchert durch seinen Ton.

„Gern oder nicht gern, das ist ganz gleichgültig! Wenn du mich liebst, würdest du anders handeln!“

„Hans!“ „Du wirst mich weder mit diesem noch mit irgend einem andern Ton überzeugen, daß ich unrecht habe! Du liebst mich nicht, wenigstens nicht, wie ich geliebt sein will, wie man lieben kann, wie ich mir die Liebe denke!“

„Ist die Liebe etwas, was man sich auf bestimmte Weise denkt?“

Der ernste Ton dieser Frage machte Hans stutzen; er war überrascht, erfreut! Wenn doch mehr in ihr wäre, als er vermutet! „Getta,“ sagte er plötzlich weich und allmählich fast flehend, „Getta, mein süßes Mädchen, komm, sage mir, daß du mich liebst, sehr, sehr liebst . . . sage mir, daß du leidenschaftlich, schwärmerisch lieben kannst und daß du versuchen willst, mir solche Liebe zu geben, sieh mich an, mein Lieb, sprich zu mir . . . nun?“

Er hatte sich neben sie auf die Chaiselongue gesetzt und legte den Arm um ihre Taille, zog die zierliche kleine Gestalt an sich und schaute ihr mit brennender Erwartung in die Augen. Getta, die schon der ungewohnte Ton, den sie eben zum erstenmal hörte, in Verlegenheit setzte, erschrak unwillkürlich. Stürmische Zärtlichkeit war ihrer Natur fremd und antipathisch, und so drängte sie ihn ängstlich von sich und rief gepreßt:

„Aber Hans, laß mich doch, um Gotteswillen, ich weiß nicht . . . Verzeih mir!“

Die letzten beiden waren wol die einzigen von diesen abgerissenen Worten, von denen sie wußte, daß und warum sie sie sprach. Hansens Gesicht hatte bei ihrem abwehrenden Aufspringen eine plötzliche Blässe überzogen. Die Anspannung aller seiner Nerven war seit Monaten eine so gewaltige, daß jeder Rückschlag zunächst ein gefährlicher war: er sah blaß und stumm da und drückte die Hand auf die Brust. Einen Augenblick sah Getta ihn erschrocken an, dann, in einer Art Schuld- bewußtheit, auch wohl in der Furcht, er sei krank, trat sie sachte auf ihn zu, „Hans“, sagte sie leise und bittend.

Es war, als wenn der weiche Ton alle Dämonen in ihm entseßelte.

„Nähre mich nicht an!“ stieß er heftig hervor, „deine Hand, deine Worte, deine Stimme, alles thut mir weh! Du scheust ja vor meiner Hand zurück, was soll mir dann die deine auf meiner Stirn? Und wenn du kein Herz hast, was sind dann alle Worte?! Warum jagtest du mir, daß du mich liebst, wenn es nicht wahr ist! . . . Oder ist es wahr?“ fuhr er rascher und fast heiser vor Aufregung fort, „ist es wahr und kannst du es nur nicht zeigen? Oder scheust du dich, es zu zeigen, Kind? Das sollst du aber nicht! Ich muß es hören! Einmal will ich es hören, sprich!“

Gänzlich außer sich und von Gettas ängstlich ausweichenden Blicken und Wesen noch mehr gereizt, faßte er die zarten Schultern seiner Braut mit den Händen, daß ihre ganze kleine Gestalt davon erbebt.

„Sprich!“ herrschte er sie noch einmal in namenloser Aufregung an, „sage, daß du mich liebst!“

„Sie werden erlauben, Herr von Oldenhuis, daß ich meinem Kinde eine Fortsetzung dieser Scene er spare!“

Der klare, sehr bestimmte und etwas verächtliche Ton, in dem diese Worte an Hans Oldenhuis' Ohr schlugen, war ihm wie ein Schlag ins Gesicht. Ehe er einen Gedanken, irgend einen fassen konnte, hatte er mechanisch Getta losgelassen, war auf den Sitz niedergesunken und hörte die Thür neben sich ins Schloß fallen. (Schluß folgt.)

Zur Ästhetik der Mode.

Vorurteilslose Briefe an eine Freundin von Hans Schliepmann.

VII:

Nachdruck verboten.

Berehrte Freundin!

O, daß ich trotz aller Vorsicht das Wort Stil durch meine Feder fließen ließ! Ich wollte mich so gerne davor bewahren, um nicht auch dieses, in unseren Tagen geradezu zu Tode gehetzte und mißbrauchte Zauberwort auszusprechen, bei dem uns jetzt sogleich Duzenscheiben, hochlehnige dunkle Eichenstessel, Kannen, Krüge, Spitzenkräusen, Galanteriedegen und wer weiß was noch alles durch unser kunsthistorisch wohl assortiertes Gedächtnis schießen!

Aber es ist geschehen, und mit dem schmerzlichsten Lächeln habe ich die, allerdings mit unsehbarer Siderheit vorauszuberechnende Kunde vernommen, daß speziell Ihr jüngeres Fräulein Schwester „darauf brennt, zu erfahren, wie sie sich denn stilvoll kleiden müsse!“

Gütige Vorsicht! — Willst du den Erisapfel der Stilfrage auch noch in diese Blätter harmloser Plauderei werfen? Wie soll ich ihn darin verhüllen, daß keiner der streitfrohen Schönheitszergliederer darüber herfällt?

Wahrlich, verehrteste Freundin, wenn auch Stilllosigkeit gewiß ein Unglück ist, so ist doch der Wirwar, der in den meisten Anschauungen über das vieldeutige „stilvoll“ jetzt herrscht, ein mindestens ebenso großer! Es brauchte einer besonderen langen Abhandlung, wollten wir den Stil einmal erschöpfend begründen. Um dieser aus dem Wege zu gehen — denn ich fürchte Sie ohnehin durch subtile Unterweisungen zu ermüden — möchte ich Ihnen lieber in einigen Worten eine Definition vorschlagen, die fast für alle Fälle zutreffen, für den unrigen jedenfalls ausreichen wird.

Stil ist allgemein die Art und Weise der Darstellung. Der Stil ist also nie das Wesen des Kunstwerkes oder einer Thätigkeitsäußerung ganz allgemein, sondern nur eine, allerdings gar nicht abzulösende äußere Eigenschaft jedes Menschenwerkes; denn alles verrät die Hand seines Erzeugers. Auch das, was wir als stillos bezeichnen, hat also schließlich einen bestimmten Stil, nur keinen künstlerischen.

Zu diesem gehört das, was ich Ihnen als zum Wesen der Kunst gehörig entwickelt habe: die Einheitlichkeit, das in sich selbst Begründete und Abgeschlossene aller jener Bedingungen, die zur Schöpfung des Kunstwerkes zusammenstraten. Unser nach der Harmonie einer in sich fertigen Schöpfung verlangender Schönheitsstimm will in allen jenen Merkmalen, welche von der Entstehungsweise eines Wertes Zeugnis geben, Ursachen, Kräfte, Gedanken erkennen, welche er begreift und durchschaut und welche aus dem Wesen des Kunstwerkes, dies ist die Idee, hervorgehen.

Treffen wir auf eine zusammengehörige Anzahl solcher Kennzeichen, die bereits in unserm Anschauungskreise bei einander liegen, so fühlen wir eine ästhetische Befriedigung; vermögen wir uns nicht zu erklären, weshalb dieser oder jener Gedanke gerade auf solche Weise zur Erscheinung gekommen, so ist unsere Illusion, das Kunstwerk in uns selbst wieder mitzuschaffen, vernichtet.

Solche Zusammengehörigkeit der Kennzeichen kann verschiedener Art sein, und demgemäß unterscheidet man auch gemeinhin verschiedene „Arten von Stil“; nämlich den historischen, den ethnographischen, den Stil einer Schule, einer einzelnen Person. Indem wir z. B. vom gothischen, vom mexikanischen, vom michelangeleschen, vom beethovenschen Stil sprechen, haben wir sogleich eine ganze Reihe von besonderen Formeigentümlichkeiten in unserer Erinnerung wachgerufen, in welche die Gothik, die alten Mexikaner, die Schüler Michel Angelos nebst ihm selbst und Beethoven ihre Gedanken, ihre Kunstideen — bewußt oder unbewußt thut nichts zur Sache — einfließen.

Diese Arten des Stiles, diejenigen, auf welche heutzutage — aus Mangel an besserem Verständnis, muß ich leider schroff behaupten — fast einzig geachtet wird, sind aber mehr zufälliger, oder, falls Sie, woran Sie recht thun, nichts für zufällig halten, doch individueller Natur. Es giebt indessen Eigentümlichkeiten, welche aus dem Wesen des Kunstwerkes unmittelbar hervorgehen und welche demzufolge viel inniger zu der Schönheit eines Wertes gehören als jene. Weil es aber schwerer und seltener ist, in das Wesen eines Kunstwerkes einzudringen als sich einige äußerliche Merkmale einzuprägen, worauf es doch für eines unserer üblichen „kunstverständigen“ Salongespräche im Interesse des „Gebildetheits“ fast allein ankommt, so sind diese Eigenschaften weit seltener erkannt und beobachtet. Ja unter den Künstlern selbst begegnen wir heutzutage erschreckend vielen, welche mehr dem herrschenden Modegeschmack im schlimmsten Sinne, irgend einer historischen Mummerei huldigen, als den Versuch machen, ihrem Werke ein im besten Sinne modernes Kleid anzuziehen, das der Wesenheit dieses Wertes und der Zeit, welche es hervorgebracht, entspricht. Daher kommt jener dem Auge des Feinsinnigeren oft geradezu entsetzliche, geistlose Stil — ja, wie soll ich, wie darf ich sagen, ohne die Wahrheit oder Ihr seines Ohr zu beleidigen? — jene rein äußerliche Formennachbetung, deren sich selbst unsere Architekten so häufig schuldig machen, sie, welche vor allem berufen wären, die Anschauungen und Lebensbedingungen unserer Zeit in monumentaler Weise der Nachwelt zu überliefern.

Ich widerstehe der Versuchung, Ihnen diese neue Jeremiade weiter auszuspinnen, und veruche vielmehr, Ihnen gleich durch ein paar Beispiele zu zeigen, worauf ich hinauswill.

Lassen Sie uns eine stilvolle, modern-deutsch-renaissance-liche Wohnung betreten!

Dunkle Boiseries, Teppiche in gebrochenen Tönen, matte lauchfarbene Lichtstrahlen durch gefärbte Scheiben, die unser dem Straßenleben so vertrautes Auge doch von der Außenwelt abschließen wollen: — und darin eine Gesellschaft schwarzbehaarter Herren!

Alle jene dunklen Töne, einst solch wundervoll ausgleichender Hintergrund für die farbenprächtigen Kostüme des sechzehnten Jahrhunderts: wie düster werden sie durch das ungeliebte Schwarz, welches jetzt, eine ewige Verzweiflung für den Maler, alle Farben beherrscht!

Diese Gumpen und Krüge auf den Gesimisen: wer dürfte sie noch benutzen wollen, wer sie gar, in holder Damen Gegenwart womöglich, zu leeren wagen, wie es trinksfroher Ahnen



Aus dem oberen Donauthal.
Original-Zeichnungen von Professor R. Stieler.



Die Freundinnen.

Nach dem Gemälde von E. v. Blaas.

Verlag der Photographischen Union, München.

guter Brauch gewesen? — Sie sind äußerliche Dekorationsstücke, schließlich nichts als belebende Farbenleere, denn auch mit dem Kunstwert der Dinge ist es oft genug schwach bestellt. Sehen Sie diesen teuren Steintrug zum Beispiel. Er ist die Karikatur eines ungeheuerlichen Falstaffes, sein Wanst bestimmt, den braunen Bierstoff in sich aufzunehmen, sein Barett ein Zinndeckel, und die Hirschale ist säuberlich trepanirt, um die Schläfen an menschliche Lippen setzen und einen Zug aus dem Inhalt des fragenhaften Männleins thun zu können. Die Idee ist eine feste Laune, gewiß! Aber doch eine Humorblicke des sechzehnten Jahrhunderts, nicht des neunzehnten!

Man soll sich doch — eigentlich wenigstens, nicht wahr? — auch bei jeder Farce etwas vorstellen können! Sind wir denn aber wirklich noch so roh, daß wir an dieser Art Witze Gefallen finden können? — Aber unsere Vorfahren haben solche Fragen mit Vorliebe fabriziert, also ist es „stilvoll“, solchen jahrhundertalten Witze wieder aufzuwärmen!

Oder hier, jene kostbare altmeißener Porzellangruppe! Wie reizvoll in der Komposition, wie zierlich kokett gerade in der Ubertreibung der Bewegung! Unzweifelhaft wieder ein köstliches Beispiel, wie uns die Laune gefällt, auch wenn sie der Natur widerspricht. Nur, meine Gnädige Mit kleinem Stirnrunzeln horchen Sie auf, daß ich an einem Ihrer kostbarsten Kunstwerke wieder mit spöttischen Mundwinkeln zu mäkeln finde? — Ja, es hilft nichts; eben daß es ein ihrer kostbarsten Kunstwerke sein soll, ist wieder eine — Stillosigkeit. Eine Laune darf nicht so ernst genommen werden. Ein Rippes ist ein sehr nettes Ding; wollten Sie aber ein Kunstwert, das so hohen Ansprüchen genügt, wie Sie dieselben — für den gleichen Preis zu stellen berechtigt sind, so hätten Sie nicht glasieretes Porzellan wählen sollen!

Dieses Material widerstrebt nun einmal durch seine Eigenschaften der figurlichen Darstellung. Beim Brennen verzieht es sich, und die Glasur fließt in alle feinen Vertiefungen hinein und macht die Umrisse rettungslos verschwommen, statt ihrer allerschönsten reißenden, aber in strengem Sinne unberechtigte Glanzlichter hervorrufend. Es ist also nur eine fürstliche Despotenlaune, eine echte Laune des achtzehnten Jahrhunderts, dem widerstrebenden Material durch zwanzig wiederholte Versuche Gewalt anzuthun, damit man endlich ein möglichst vollkommenes Werk erzielt. Es giebt deren, gewiß, und entzückende dazu; aber es fragt sich doch, ob diese Laune, die ein etwas profanhaftes Bedürfnis nicht verleugnen kann, wirklich noch in unserer besten Gesellschaft voll genossen werden kann.

Solch Dingelchen muß man gelegentlich sehen, aufheben, freundlich betrachten und dann mit einem „Allerliebste!“ wieder bei Seite stellen. Mehr nicht!

Und damit hätte ich Ihnen bereits gezeigt, worauf es ankommt. „Stilvoll“ im richtigen Sinne ist nur das Werk, welches äußerlich die Bedingungen erkennen läßt, aus welchen es seinem Wesen nach hervorgehen mußte.

Einerseits also muß es den Charakter tragen, den das Kunstwerk ausdrücken soll, und so sprechen wir von dramatischem, genrehaftem u. dgl. Stil, andererseits muß es sich dem Stoff anpassen, aus dem es geschaffen ist. Ein Solo für die Harfe ist nicht für die Posanne brauchbar, eine Metallarbeit läßt sich nicht in Majolika wiedergeben. Daher — sollte man wenigstens von einem Holzstil, Eisenstil, Steinstil, ja auch von einem Lederstil, Wollstil, Seidenstil sprechen.

Dies zu thun wird auch meine Aufgabe sein; denn erst wenn diesem Stile genügt wird — oder freilich, nach dem früher Gesagten, wenn ihm mit erkennbarer Absicht keck widersprochen wird, können wir darüber entscheiden, was uns die Laune erlauben und gebieten kann.

Möge die Ihrige mir bei freundlicher Mitarbeit durch Frage und Anregung gestatten, meine Aufgabe zu Ende zu führen als

Ihr gehorsamster
D. S.

Im Dom.*

Seer ist der Dom. Sein dämmernd Schweigen
Betret ich durch die Seitenthür,
Nicht will ich mit den andern weigen
Die gramumwölkten Sterne hier.

Der Stühle Reihen sich'n verlassen;
Hoch in der Kuppel sammelt sich
Der Schatten, der in schweren Massen
Aufwärts an Wand und Pfeilern schlich.

Nur hie und da ein Weben, Funkeln,
Ein Lichtstrahl, der den Weg verlor,
Die Orgel glänzt noch aus dem Dunkeln,
Weiß steigt der Säulen Wald empor.

Noch dämmert bläß die Münsterrose
Gleich einer Sonne, die erlischt
Und stehend sich ins formenlose,
Ins tote Grau des Chaos mischt.

Wo bist Du Herr, zu dem sie beten?
Weht hier von Deinem Sein ein Hauch?
Millionen sind vor Dich getreten,
Dich suchend hier. Ich such' Dich auch!

Ich hab' nicht Worte, nicht Gedanken;
In meiner Seele wogt und wankt,
Wie wirre, losgeriss'ne Ranken,
Ein Sehnen, das zu Dir sich rankt.

Gleichwie der Hirch im Todesringen
Verschmachtend nach der Quelle schreit,
Lechz' ich, zu Dir emporzudringen
Im Grauen dieser Einsamkeit.

Und doch nicht leer sind diese Hallen,
Es kniet um mich der Väter Schar,
Ein heimlich Flüstern, Seufzen, Lallen
Schwimmt in den Lüften wunderbar.

Mir bangt. — Und dennoch fühl' ich tauen
In diesem Raum, gebetdurchweht,
Von meiner Seele Angst und Grauen,
Als sei schon hier für mich gefleht;

Als kank' von all den Unsichtbaren,
Die hier aus ihrer Seelen Qual
Zu Gott geschrien seit tausend Jahren,
Auf mich auch der Erhörung Strahl.

* Aus: Gedichte von Pauline Schanz (Leipzig, Wilhelm Friedrich).

Nachdruck verboten.

Frühlingstage bei Adolf Henselt.

Eine Jugenderinnerung von Gerhard von Amynor.

(Fortsetzung.)

Es war ein ziemlich unzweideutiger Blick, mit dem die Aufgeforderte dieses Ansinnen ablehnte. Seit der geheimnisvollen Scene mit dem Fürsten war Miß Maud bei Martha in Mißkredit gekommen.

„Ich will euch einen Walzer spielen,“ erklärte Henselt in liebenswürdigster Bereitschaft.

„Ach nein! das wäre zu viel! das geht doch nimmermehr an! ein solches Opfer können wir nicht annehmen!“ erscholl es durchdringend.

„Hört euch nicht, Herrschaften!“ sagte Henselt, und schon saß er am offenen Flügel. „Gabe mein Lebtage jene eingebildeten Narren nicht begriffen, die sich und ihre Kunst zu entadeln glauben würden, wenn sie einmal anspruchslos für fröhlich tanzende Menschen Musik machten. Wirft ein Maler nicht auch einmal eine lustige Skizze an die Wand einer Kegelbahn? Wirft der Poet nicht ein Symphonie guter Freunde mit einem gelegentlichen Trinkspruch in Knittelversen? Wird ein Künstler dadurch entwürdigt? Dummes Zeug! solche gezielte Enthaltung paßt nur für den Dilettanten! Rührt die Füße, ihr jungen Leute! Der alte Henselt spielt euch einen Walzer!“

Und er begann in seelenvollster Weise sein opus 36, das er „Valse melancolique“ getauft hat.

Die Wandluchter waren angezündet worden; durch die offenen Fenster hauchten die blühenden Fliederbüsche ihre köstlichen Düfte; vom Himmel träufte der halbvolle Mond sein flüssiges Silber draußen auf den Rasenplatz, und hier drinnen leuchteten die Augen der jungen Mädchen heller und schöner als alle Gestirne des Himmels. Eine Zeit lang stand und sah und lauschte ich wie verzaubert; als aber der spielende Henselt vom Flügel herrief: „Nun? wird's bald?“ da folgte ich dem Beispiele meines Freundes Alexander, der schon mit Miß Maud dahinwagte, und forderte Fräulein Martha zum Tanze auf.

Wer die Wärme und den Adel des hineinziehenden Henselt'schen Vortrages je auf sich hat wirken lassen, der mag sich eine Vorstellung davon machen, wie uns Tänzer zu Mute war. Bald ging der Künstler aus den düstern Modulationen seines melancholischen Walzers in eine freie heitere Phantasie im Dreivierteltakte über, und immer leichter beflügelt schwebte das junge Volk durch den lustigen Raum.

Auch Pawlow ließ sich bezaubern und machte mit der Dame des Hauses eine Tour.

„Ich schlage einen Nullwalzer vor,“ rief er, nachdem er sich vor Frau Rosalie dankend verbeugt hatte, „ich will einmal sehen, ob ich dann eine Tour von Miß Maud bekomme.“

Eifrig ging man auf den Vorschlag ein, und die jungen Damen begannen ihrerseits, sich die Tänzer auszuwählen. Ununterbrochen weiter phantasierte der Klavierpieler.

„Ach, wie göttlich! hören Sie doch nur!“ flüsterte mir meine Nachbarin zu, eine der zum Besuch gekommenen Damen. „Es ist eigentlich jammer schade, daß wir tanzen.“

„Gewiß, es ist eine Art Verschwendung,“ stimmte ich bei. „Aber, was wollen Sie? Auch die Verschwendung hat einmal ihre Reize.“

Eine elfenhafte Gestalt stand vor mir und reichte mir das schmale Händchen.

„Miß Maud!“ sagte ich erfreut, „jetzt ist mir wohlter ums Herz, als heute früh, da Sie auf dem Schimmel saßen . . .“

„Oh, erinnern Sie mich nicht an meine Unschicklichkeit . . .“

„Ungeschicklichkeit,“ verbesserte ich lachend, „aber auch dies ist kein gutes deutsches Wort.“

„Wie soll ich also sagen?“

„Sagen Sie: Ungechick . . . doch nein, auch das paßt für keine Elfe . . . Sie können niemals ungechick sein . . .“

Mit einem herausfordernden Flammenblicke unterbrach sie mich: „Wir wollen tanzen.“

Und wir drehten uns beide im Walzertakte.

Mir war zu Mut wie einem, der das große Los gewonnen hat. Raum wagte ich, meine Hand um den zierlichen Wuchs des süßen Wesens zu legen.

Als ich wieder auf meinem Platze stand, trat der Oberst zu mir.

„Bin neugierig,“ raunte er, „ob sie den Fürsten einmal auffordern wird . . . je parie double contre simple: sie thut es nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil sie gemerkt hat, daß der Fürst nur mit ihr tändeln will, aber nimmer ernste Absichten hat. Oh, sie ist klug und praktisch!“ Und er lachte auf seine hohle Weise.

„Sie sind ein Mephisto, Oberst! Wie können Sie dieses reizende Geschöpf so . . .?“

Pawlow hemmte meine Strafrede, indem er mir ein leichtes Zeichen mit dem Ellbogen gab.

Miß Maud war von der andern Seite genaht, um mich wieder zum Tanze zu holen.

Ich warf dem Spötter noch einen zürnenden Blick zu und wagte mit meiner „Eeejungfer“ davon.

Wie oft mich Miß Maud an diesem Abende noch aufgefordert hat, weiß ich nicht mehr; aber das weiß ich, daß, als Henselt längst geendet hatte und ich mit meinem Kameraden in des Obersten Stube eine Cigarre rauchte, Alexander fast neidisch zu mir sagte:

„Du Glücklicher! mit dir hat Maud wohl ein dutzendmal getanzt!“

Ich hatte meinen Freund Alexander herzlich lieb; er hatte vom Vater das Künstlervolloblut geerbt, ein schöner idealer Drang erfüllte seine Brust und, ohne daß er künstlerisch produktiv war, blickte er doch mit schwärmerischen Dichteraugen in die Welt der Erscheinungen. Ich wollte ihn trösten; deshalb sagte ich gegen besseres Wissen:

„Saghe!“ (so lautet das russische Verkleinerungswort von Alexander, das Pawlow öfters gebrauchte, von dem ich es gelernt hatte), „sie hat mit dir nicht minder oft getanzt.“

„Doch! nur fünfmal.“

Er hatte die Touren mit ihr genau gezählt.

„Nun, es komme, wie es wolle, wir bleiben allzeit die alten!“

Ich bot ihm die Hand und kam mir wieder unendlich groß und jeden Opfers fähig vor. Mit zwanzig und einigen

Jahren beherrscht uns ein so mächtiger Trieb rückhaltloser Hingabe, daß wir auf dem Altare der Liebe und Freundschaft unser eigenes Herz in Stücke zerschneiden möchten.

Als uns Alexander eine gute Nacht gewünscht hatte und ich mit dem Obersten allein war, sagte dieser:

„Mein junger Freund, ich muß Sie aus einem Irrtum reißen, in den ich Sie absichtlich veretzt habe, um Ihnen einen Beweis von der herzlosen und egoistisch berechnenden Art und Weise der englischen Miß zu erbringen.“ Er lachte schadenfroh und fuhr belustigt fort: „Ich habe ihr gestern weisgemacht, Sie wären einer der reichsten Offiziere des Heeres; Sie besäßen schon jetzt drei Rittergüter und erbten dereinst noch ein Majorat, das unter Brüdern eine Million wert wäre. Sie hätten die Augen der jungen Dame sehen sollen! Warum Sie denn unter solchen Verhältnissen dienen? fragte mich der Pfiffikus. Mein Gott, erwiderte ich, in Preußen dienen auch die reichen Leute im Heere; wenn der vermögende Herr einen höhern Grad erreicht haben wird, dann wird er seinen Abschied nehmen und irgend eine junge schöne Frau in die Schlösser seiner Ahnen als Herrin einführen. Daß mein Scherz gelungen ist, hat mir der heutige Abend bewiesen: die kleine Spekulantin hat Ihnen ja förmlich den Hof gemacht und für keinen andern von uns nur einen Blick übrig gehabt. Bedanken Sie sich bei mir und nützen Sie die gute Chance gründlich aus!“ Und wieder tönte sein hohles Lachen.

Erst glaubte ich, der Oberst wolle mich foppen; als er aber jeden Zweifel meinerseits durch die heiligsten Beteuerungen austilgte, da raffte ich mein gedemütigtes Selbstbewußtsein zu trotziger Entschlossenheit auf.

„Aus meinem eigenen Munde soll sie erfahren, daß ich kein reicher Erbe bin,“ stieß ich hervor. „Wir wollen abwarten, ob sie dann ihr Verhalten gegen mich wesentlich ändern wird.“

„D, seien Sie lieber nicht so aufrichtig,“ warnte der Oberst. „Sie werden sich um sehr viel Vergnügen bringen.“

„Gereizt stand ich auf.“

„Mein werter Herr von Pawlow, dem Truge will ich keine Schärferstunden verdanken! Bin ich durch mein eigenes Selbst der jungen Dame nicht wünschenswert, so werde ich's gern verschmerzen, wenn sie mir wieder den Rücken zuwendet. Doch was werden Sie thun, wenn die Aufklärung meiner Verhältnisse gar keinen Eindruck auf sie macht?“

„A la bonne heure, dann sende ich die beiden besten Pferde meiner Aufzucht in Ihren Stall.“

Das war ein Versprechen!

„Ich werde Sie beim Worte halten,“ sagte ich siegesgewiß und verließ den Mephisto, um mein Lager aufzusuchen.

Schon am andern Morgen fand ich Gelegenheit, in scheinbar absichtsloser Weise Miß Maud von meiner finanziellen Lage zu unterrichten. Ich suchte den Erfolg meiner Mitteilung in ihren Augen zu lesen; aber sie leuchteten unverändert holdselig; wenn ihr die Richtigstellung der Pawlow'schen Behauptungen nicht ganz gleichgültig war, dann konnte sie sich wunderbar beherrschen.

Bei der Mittagstafel — Anderen war abgereist und die Reihenfolge der Tischgäste dadurch geändert — saß ich neben dem Obersten. Ich flüsterte ihm zu, daß Miß Maud, die uns gegenüber Platz genommen hatte, von allem unterrichtet wäre.

„Um so schlimmer für Sie!“ brummte er durch den Bart. „Sehen Sie nur, sie eröffnet schon die Laufgräben gegen Ihren Freund!“

In der That, sie unterhielt sich fast ausschließlich mit ihrem Nachbar Alexander und liebäugelte mit ihm so unverkennbar, daß mir vor Eifersucht alle Glust verging.

Am Nachmittage schloß ich mich auf meinem Zimmer ein und verjüchte in meiner Liebesnot, mich mit Schopenhauers „Verneinung des Willens zum Leben“ zu besprechen. Sein Quietismus stand vor mir wie ein wünschenswerter, aber wohl kaum zu erklimmender Gipfel der Erkenntnis; ich blickte zu ihm auf wie die wandernden Juden zu den Bergen Jerusalems, von denen ihnen Hilfe kommen sollte. Ich ahnte nicht, daß ich erst nach einem Jahrzehnt diesen Gipfel ersteigen, dann aber auch zugleich erkennen würde, daß er nicht die höchste Staffel im Reiche der forschenden Vernunft, sondern nur ein täuschender Vorberg sei, hinter welchem sich erst die wahre Alpenwelt der Erkenntnis aufthut, in welcher der Schopenhauer'sche „Wille“ als eine wohl farbenprächtige, aber gänzlich inhaltslose Seifenblase zerplatzt.

Fast alle Stunden geriet die Glocke draußen im Flur in tönende Bewegung. Es war Mrs. Frazer, die immer und immer wieder heißes Wasser für ihren Thee begehrt. Ich hatte mich längst zum Studium des „Objektes der Kunst“ zurückgewandt und freute mich, als das periodische Sturmläuten endlich verstummte.

Da klopfte es hart an meine Thür.

„Bist du drinnen?“ fragte Alexanders Stimme.

Ich öffnete statt der Antwort und schaute verwundert in das verklärte Gesicht meines Freundes.

„Kommst du denn gar nicht herunter?“ fragte er hastig und aufgereg, „wir gehen eben zu Tische . . . es ist Abendbrotzeit.“

„Schon? Das habe ich wahrhaftig nicht gemerkt; ich war so vertieft in meine Lektüre . . . so warte doch einen Moment! ich begleite dich.“

Schnell gab ich meinem aufkeimenden Bärtchen noch einen Bürstenstrich vor dem Spiegel, dann folgte ich dem voraus-eilenden Sohn des Hauses.

Die abendliche Mahlzeit war für mich nicht erfreulicher, als die mittägliche. Das innige Verhältnis zwischen Miß Maud und Alexander schien Fortschritte gemacht zu haben; ich war für das Fräulein gar nicht vorhanden, und es dünkte mir ein schlechter Trost, daß mich der Oberst des öfteren heimlich mit dem Fuße anstieß und mir in unverhüllter Genugthuung zurannte: „Was habe ich gesagt? Ist sie nicht geschäftsgewandt? D, sie spekuliert stets zur rechten Zeit à la hausse.“

Mrs. Frazer trank ihre drei Tassen Thee und starre ebenfalls bei mir vorbei, wenn ihre Blicke zufällig einmal in der Richtung meines Platzes schweiften; ich fing an Verdacht zu schöpfen, daß das Gebären der kleinen Seejungfer mit allerhöchster mütterlicher Bewilligung stattfand.

Nach Tische sagte Martha von Meingen zu Henselt:

„Onkel, heut hätte ich wohl Lust, mit dir auf zwei Klavieren zu spielen.“

„Wahrhaftig? Nun, dann komm! Rosalie! du läßt uns wohl Licht nach oben bringen.“

„Onkel, heut hätte ich wohl Lust, mit dir auf zwei Klavieren zu spielen.“

„Wahrhaftig? Nun, dann komm! Rosalie! du läßt uns wohl Licht nach oben bringen.“

„Onkel, heut hätte ich wohl Lust, mit dir auf zwei Klavieren zu spielen.“

„Wahrhaftig? Nun, dann komm! Rosalie! du läßt uns wohl Licht nach oben bringen.“

„Onkel, heut hätte ich wohl Lust, mit dir auf zwei Klavieren zu spielen.“

„Wahrhaftig? Nun, dann komm! Rosalie! du läßt uns wohl Licht nach oben bringen.“

„Onkel, heut hätte ich wohl Lust, mit dir auf zwei Klavieren zu spielen.“

„Wahrhaftig? Nun, dann komm! Rosalie! du läßt uns wohl Licht nach oben bringen.“

„Onkel, heut hätte ich wohl Lust, mit dir auf zwei Klavieren zu spielen.“

„Wahrhaftig? Nun, dann komm! Rosalie! du läßt uns wohl Licht nach oben bringen.“

Henselt zog den Arm der Dame durch den seinen und führte sie nach dem Musiksaale. Ein Diener ging mit zwei brennenden Lampen voran. Wir anderen folgten dem Künstler, und mir that das Herz weh, als ich bemerkte, wie Ms. Maud auch jetzt nicht von Alexanders Seite wich.

Es war ein musikalischer Scherz, der zur Ausführung gelangte, aber er war geädelt durch glänzendsten, künstlerischen Vortrag, durch überraschendste Phantasiefülle. Auf dem einen der beiden Konzertflügel spielte Fräulein von Mengen mit achtungswerter Sicherheit und Sauberkeit mehrere Sätze aus der bekannten Czerny'schen Schule der Geläufigkeit, und Henselt begleitete diese an sich inhaltleeren, nur die Übung des angehenden Virtuosen bezweckenden Sätze derart auf dem zweiten Flügel, daß aus dem Zusammenspiel bald ein melancholisches Motturmo, bald eine klagende Bogenweise oder ein auslassendes Capriccio entstand. Jedesmal paßte er dem Takte und der Tonart der Etüde seine musikalische Illustration so charakteristisch an, daß man hätte schwören mögen, das Ganze wäre aus der Seele eines und desselben Komponisten geboren. Sollte ich jedoch die einzelnen Nummern der Czerny'schen Übungssätze, die dem Konzert zu Grunde lagen, näher bezeichnen, so würde ich in einige Verlegenheit geraten; denn nur mit halber Aufmerksamkeit folgte ich dem vierhändigen Spiele, während ich gleichzeitig meinen Freund und Ms. Maud scharf beobachtete, die beide, mit dem Rücken gegen das Freie, an einem offenen Fenster lehnten und angelegentlich mit einander leise plauderten.

Eben hatten die Spieler einen wilden Tschardanz beendet, als Mrs. Frazer neben mir seufzte:

„It is enchanting! above all praise! aber wie werde ich nach solcher Erregung schlafen? Schon gestern nahm ich mein Bromkali ganz vergebens! Oh, I am very unhappy!“ Dabei zeigte sie mir alle ihre Nässe.

Eine Art Ingrimme erfaßte mich. Chloralhydrat und Urethan waren damals noch nicht erfunden, so begnügte ich mich, ihr kühl zu erwidern:

„Wenn Sie an Schlaflosigkeit leiden, gnädige Frau, so dürfte Ihnen eine größere Mäßigkeit im Theegenuß zu empfehlen sein.“

Sie zog die magern Schultern bis an die Ohren und sah mich mitteilidig an:

„Das verstehen Sie nicht. Lieber lasse ich das Leben als meinen Thee.“

Nun dann lasse es! dachte ich im stillen, indem ich mich fortständig und neben Henselt Posto faßte.

„O, bitte, teurer Freund!“ rief Mrs. Frazer mit ihren schmachtendsten Lauten dem Künstler zu, „spielen Sie uns noch etwas zur Beruhigung! das vierhändige Spiel hat meine Nerven so aufgewühlt.“

„Dann will ich Ihnen Beethovens opus 27, Nr. 2, als Brausepulver eingeben,“ versetzte Henselt und ohne Zögern begann er in zartester Weise die ersten Takte der Cis moll-Sonate.

Wer kennt das wunderherrliche Mondscheinstück nicht? Weßen Herz hat sich bei den Klängen desselben nicht schon geweitet? Wem ist nicht gerade bei dem so einfachen und doch so mächtig ergreifenden Adagio der Phantasie eine Ahnung von der ganzen welterschütternden Bedeutung des unsterblichen Meisters aufgegangen?

Wir lauschten wie bezaubert. Das war kein Klavier mehr, aus dem die süßen Harmonien quollen; es schien eine Orgel, die unter der Zauberhand des Meisters in allen Klangfarben ertönte. Jedes Auge, jedes Ohr hing an dem Virtuosen; die Fensterhänge, in der noch immer Alexander mit Ms. Maud verweilte, war völlig unbeleuchtet. Diese Thatsache trat plötzlich mit greller Deutlichkeit in mein Bewußtsein; mit jäher Wendung schaute ich nach dem Fenster, dem alle Welt den Rücken zuekehrte.

Und was sah ich! Alexander hatte sich zu Maud niedergebeugt und küßte ihr eben zärtlich die Lippen. Und Maud hielt still! Sie freischte nicht auf; sie entwand sich ihm nicht; nein! sie schien den Kuß ebenso zärtlich zu erwidern.

Eine heiße Blutwelle schoß nach meinem Haupte; vor meinen Augen sprühten rote Funken. Und immer gleichmäßig weiter floß die sanfte Melodie des Adagios, und als sie endlich verhallend erstarb, regte sich kein Atemzug im Saale, so überwältigt stand alles unter der Nachwirkung des seelenvollen Vortrages. Ja, Henselt hatte Recht: Musik war Religion, und diese von ihm so feusch, so innig gespielte Mondschein-Sonate war ein echter und rechter Gottesdienst!

Auch ich war bezwungen. Meine eiferjüchtige Erregung war durch den bestrickenden Zauber der „Fantasia“ zur stillen, neidlosen Entsagung gewandelt worden. Es hatte nicht sein sollen, wenn es auch so schön gewesen wäre! Ich liebte meinen Freund Alexander wie mich selbst; wenn mir die kleine Seejungfer denn wirklich versagt bleiben sollte, so gönnte ich sie keinem andern lieber als ihm, dem hochgesinnten Freunde... mochten sie beide recht, recht glücklich werden!

Henselt hatte den Flügel verlassen. Das Allegretto und Presto der Sonate sollte die Ruhe, die über die Seelen gekommen war, durch keinen Ton mehr stören.

„Ich danke Ihnen, Sie großer Mann!“ hauchte Mrs. Frazer affektiert.

„Haben Sie gesehen?“ zischelte mir Pawlow zu, „sie sind einig! Der erste Kuß hat den Bund besiegelt... aber ich will Sorge tragen, daß dieser Bund nicht zu lange währe; Ihr armer Freund soll ernüchert werden.“

„Was wollen Sie thun?“

„Ihm den Staar stechen.“

„Das lassen Sie bleiben! Wo still ein Herz in Liebe glüht, o rühret, rühret nicht daran! so oder ähnlich rät uns der Dichter.“

„Hier handelt es sich ja gar nicht um Liebe. Ihr Freund ist einfach betäubt, und die kleine Seejungfer hat keine Seele; sie kann gar nicht lieben.“

„Aber haben Sie denn nicht, wie sie in seinen Armen erbebte? wie selig sie an seinen Lippen hing?“

Mitleidig blinzelte mich der Oberst an; dann beehrte er mich:

„Das war nur die Macht der Musik! Die Cis moll-Sonate hat ihr einen Moment eine Seele eingehaucht; daher die plötzliche zärtliche Regung! Aber mißtrauen sie solchem Spuke! Lange hält solches Wunder nicht vor. Die Musik kann wohl wilde Tiere zähmen; einem toten Marmorblock verleiht sie aber auf die Dauer kein Leben. Ich wette, schon jetzt ist

das kluge Dämchen wieder ernüchert und berechnet kühl und schlau, ob sie nun Chance hat, einst als Gattin des einzigen Henselt'schen Sohnes Erbin dieses Schlosses zu werden... lehren Sie mich die Weiber kennen! ich weiß, was ich weiß, und werde meine Schuldigkeit thun.“

* * *

Was der Oberst meinem Freunde später gesagt hat, habe ich nie erfahren.

Die wenigen Tage, die wir noch in Gersdorf blieben, vergingen allzu rasch. Ich hielt mich in dieser Zeit ausschließlich an den Künstler und störte in keiner Weise meinen Kameraden, der stundenlang mit Ms. Maud im Parke wandelte und durch den etwaigen Rat des guten Obersten durchaus nicht beeinflusst erschien.

Hoch erhebende Genüsse verdanke ich diesem letzten traulichen Zusammensein mit Adolf Henselt. Schon am Vormittage nach dem Kaffee, wenn wir unsere köstliche Morgencigarre aus dem Trubelzofischen Nachlasse rauchten, spielte er uns Chopin und Mendelssohn; zwischendurch trug er uns eigene Kompositionen vor, und manchmal machte er eine plötzliche Pause, um mit dem Bleistifte, der stets vor ihm auf dem Flügel lag, eine Korrektur in einem seiner Notenmanuskripte zu bewerkstelligen oder einen neuen musikalischen Gedanken schnell auf ein liniertes Blatt zu werfen. Nach den einzelnen Vorträgen entspann sich öfters ein kürzeres oder längeres Kunstgespräch zwischen ihm und dem Fürsten. Ich sah dann ganz still und lauschte den beiden in ihrer Art bedeutenden Männern, deren Erfahrung und Urteil mir reichen Gewinn abwarf. Es waren echte Weihstunden, und in dem Hochgefühl, das sie mir bereiteten, vergaß ich die kleine Niederlage, die meine jugendliche Eitelkeit der englischen Klavierautomatin gegenüber erlitten hatte.

Am letzten Tage vor meiner Abreise — Henselt hatte eben den Flügel verlassen und wir saßen rauchend und plaudernd an dem noch gedeckten Frühstückstisch — tam der Fürst wieder auf sein Lieblingsthema von den „Geistern“. Er hatte sich Schopenhauers „Parerga“ kommen lassen und den „Versuch über Geistersehen und was damit zusammenhängt“ auf seine Weise, d. h. oberflächlich und ohne den Kern der Sache zu erfassen durchstudiert.

„Ich freue mich,“ sagte er im Verlaufe des Gespräches, „daß jetzt auch die deutsche Philosophie einer so wichtigen Sache näher tritt. Mein Frankfurter Weiser erklärt jeden, der heutzutage die Thatsachen des animalischen Magnetismus und seines Hellsiehens noch bezweifelt, nicht für ungläubig, sondern für unwissend.“

Henselt schüttelte bedenklich den Kopf:

„Höre, Sergei Alexjewitsch, du könntest der prächtigste Gesellschaftler von der Welt sein, wenn du den tollen Sport deiner Geisterseherei einmal aufgeben wolltest!“

„Du bist eben auch unwissend in diesem Punkte,“ versetzte ruhig der Fürst, „du folgst nur dem Urteil deines Gehirns und ahnst nicht die realen Ausgeburten, deren dein Gangliensystem fähig ist.“

„Und du sprichst in Rätseln,“ fügte Henselt trocken hinzu. Da auch mir der Fürst den betreffenden Schopenhauer'schen „Versuch“ zum Lesen gegeben hatte, gestattete ich mir erläuternd zu bemerken:

„Unser Gangliensystem soll uns nämlich nach Schopenhauer zum sogenannten Wachträumen, zur Wahrnehmung gewisser selbsterzeugter Spukgebilde befähigen, und der Philosoph meint, daß allerdings das, was wir durch das Gangliensystem im Wachträumen sehen, jedesmal vom kritischen, innerlich blinden Gehirn wieder vernichtet und daher weggesperrt werde.“

„Viel klüger bin ich auch jetzt noch nicht geworden,“ meinte Henselt und, indem er sich an den Fürsten wandte, fragte er ungeduldig: „Was in aller Welt siehst du denn vermöge deines erleuchteten Gangliensystems?“

„Die Gestalten ferner Abwesender, selbst Verstorbener, die der Sprachgebrauch nun einmal als Geister bezeichnet.“

Alexander und Ms. Maud waren von ihrem Spaziergange zurückgekehrt und traten zu uns ins Zimmer.

Adolf Henselt schüttelte zu der Erklärung des Fürsten aufs neue den Kopf und sagte offenerherzig:

„Ich habe in meinem Leben noch kein Gespenst gesehen.“

„Das beweist gar nichts,“ entschied der Fürst. „Der Wille eines andern ist es, der uns eine solche Erscheinung hervorruft. Wenn ich scharf und beharrlich an einen Abwesenden denke, dann wird er, vorausgesetzt, daß er dazu disponiert ist, meinen Geist erscheinen sehen.“

„Das ist denn doch zu arg,“ platzte der Oberst lachend heraus. „Sergei Alexjewitsch, Sie werden geradezu unheimlich, und diese junge Dame wird sich bald vor Ihnen fürchten.“ Er deutete dabei auf Maud.

Die Erwähnte errödete flüchtig und wandte sich etwas verwirrt ab. Der Fürst zeigte sein sarkastisches Lächeln und sagte verbindlich:

„O, Ms. Maud fürchtet sich nicht; dazu ist sie viel zu klug.“

Wir schienen der Fürst mit seinem Feuereifer für eine immerhin recht dunkle und allerlei Mißverständnissen ausgelegte Sache auf einer recht abschüssigen Bahn; daher wagte ich gegen Henselt und Pawlow die bescheidene Bemerkung:

„Wenn man solche Visionen, wie sie der Fürst erwähnt und wie sie durchaus glaubwürdige und aufgeklärte Personen gehabt haben, erklären will — ich erinnere Sie an Goethe, der sich einmal selbst gesehen hat —, so muß man nach dem Frankfurter Philosophen den absurden Standpunkt des Spiritualismus, der zwei grundverschiedene Substanzen des Menschen, nämlich Leib und Seele, annimmt, entschieden aufgeben und sich auf den des Idealismus stellen. Dann verlieren solche Geistererscheinungen das Lächerliche, was ihnen in den Berichten der alten Weiber und gespensterlüchtiger Annen immer anhaftet, und sie werden ein reines Produkt unserer durch die Nerven erregten Einbildungsraft, ein physiologisches Problem, über das sich schon wissenschaftlich-ernst dürfte sprechen lassen.“

Der Fürst hatte mir unzufrieden zugehört; jetzt fiel er mir lebhaft ins Wort:

„Halt, halt, mein Teurer; Sie fassen die Sache viel zu subjektiv auf. Es ist noch lange nicht entschieden, ob es nicht auch im objektiven Sinne Geister giebt; ob ein Verstorbener z. B. nicht aus eigenem Willen uns auf irgend eine Weise sichtbar werden kann.“

„Das muß ich allerdings auf das bestimmteste befreiten.“

„Weil auch Sie ein Kind der Welt, ein Rationalist sind, dem die Geisterwelt verschlossen ist.“

Ich fühlte, daß ich mich niemals mit dem Fürsten verständigen würde; so stand ich auf, legte den Rest meiner Cigarre in den Aschbecher und begrüßte Ms. Maud.

„Der Fürst ist ein Narr!“ raunte sie mir leidenschaftlich zu.

Dies absprechende Urteil war nicht das Produkt ihrer überlegenen Vernunft, sondern ihrer verlegten Eitelkeit. Ich begnügte mich daher, diplomatisch zu erwidern:

„Seien Sie nicht zu hart. Wenn der Fürst auch kein Philosoph ist, so ist er doch ein großer Künstler; er spielt mit Seele, was manch ein anderer nie erlernt.“

Sie hatte den Stich gefühlt und kehrte mir bald den Rücken zu.

Am andern Morgen stand ein leichtes offenes Gefährt vor der Thür, das meinen Freund und mich nach dem nächsten Bahnhofe bringen sollte. Unser Urlaub war beendet, und das allzeit bittere Abschiednehmen trat in sein Recht.

Ich küßte der Frau vom Hause die Hand und sagte dem Gatten derselben ein bewegtes Lebewohl. Hätte ich geahnt, daß ich den seelenvollsten und abligsten aller Virtuosen nie mehr von Angesicht wiedersehen würde, wie wären mir die Thränen ins Auge gestiegen!

Als ich mit Alexander im Wagen saß, beugte ich mich noch einmal heraus, um dem Fürsten und dem braven Oberst die Hand zu bieten; auf der andern Seite des Wagens stand neben dem Henselt'schen Ehepaare und ihrer Mutter die schöne Maud, der mein Freund noch allerlei zu sagen hatte. Das Duzend Unterrichtsstunden war erledigt, und die beiden englischen Damen wollten gegen Mittag ebenfalls abreisen, um direkt nach London zurückzukehren.

Der Kutscher schmalzte mit der Zunge, die Pferde zogen an, und wir sahen noch die grüßend erhobenen Hände und die wehenden Taschentücher der Zurückgebliebenen, als der Wagen um die Ecke des Schlosses bog.

Lange Zeit verharrten wir schweigend, ein jeder in die Ecke seines Sitzpolsters zurückgelehnt, und ließen die Wunde, die uns der Abschied geschlagen hatte, ruhig ausbluten. Erst als wir schon von dem funkenstäubenden Dampfprosse weiter befördert wurden, wandte ich mich mit der Frage an meinen Freund:

„Werdet ihr euch schreiben?“

Alexander stutzte; dann sagte er offenerherzig: „Ich habe sie darum gebeten; aber... ich weiß nicht... sie war heut so sonderbar... Sprechen wir von etwas Anderem!“

Und wir sprachen von seinem Vater, vom Obersten, vom Fürsten.

„Der Fürst ist ein eigentümlicher Mann,“ rief Alexander, plötzlich lebhafter werdend. „Wenn er mit seiner Geistertheorie recht hätte.“

„So, wie er sie auffaßt, hat er sicher unrecht. Entweder heuchelt der Fürst, um sich den Weibern interessant zu machen, oder er ist wirklich in dieser Sache nicht ganz zurechnungsfähig.“

„So glaubst du nicht, daß ein Sterbender einem fernem Lieben erscheinen kann?“

„Derartige Visionen wollen ernste und glaubwürdige Leute schon oft gehabt haben. Ich meinerseits habe noch keine erlebt...“

„Höre, Geliebter, wir wollen uns geloben, daß, wer von uns zuerst stirbt, dem andern, und wäre er noch so weit, Lebewohl sagt.“ Seine Stimme zitterte leicht; er hatte meine beiden Hände ergriffen und drückte sie heftig.

Ich lächelte.

„Wie kommst du auf so unerfreuliche Gedanken? Beschäftige dich lieber mit einer gewissen kleinen Dame, deren Herz sich jetzt nach dir in Sehnsucht verzehren mag!“

Er machte eine abwehrende Handbewegung, dann wirbelte er die Spitzen seines Schnurrbärtchens durch die Finger und piff dazu die Melodie eines Volksliedes, das er in Gersdorf öfters getrallert hatte und dessen Text ungefähr lautete:

„Wie soll ich mit dir tanzen gehn?
Du bleibst mir ja nicht treu!
Ich hab' die Dore jüngst gesehn,
Die trug ein Band ganz neu.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem obern Donauthal.*

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die Donau in ihren mannigfachen Entwicklungsstadien eine durchaus verschiedene Physiognomie trägt. Die Donau bis Passau, die Donau oberhalb Linz, die Donau unterhalb Breßburg etc. erscheinen wie grundverschiedene Ströme, und der Reisende, der auf den Wellen des schönen Flusses dahinschwimmt, wird immer von neuem überrascht durch jähren Wechsel des landschaftlichen Charakters, auf den er kaum gefaßt sein konnte.

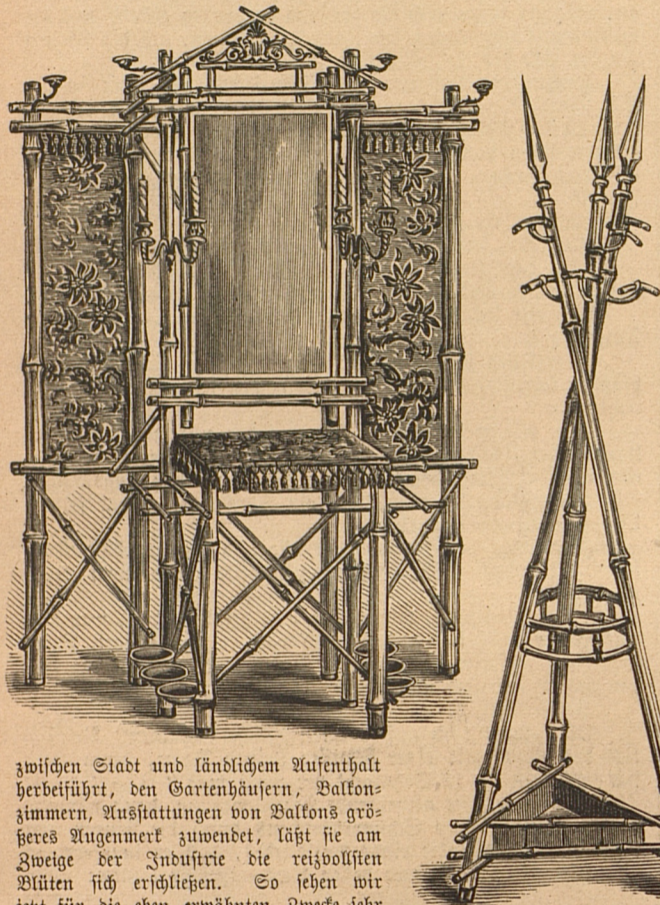
Unsere heutigen Illustrationen sind den Ufern des Oberlaufes entnommen, jener reizvollen Strecke vom Zusammenfluß der drei Donauquellen bis an das Reichsbild der alten ehrwürdigen, malerisch gelegenen Stadt Ulm. Innerhalb dieser beiden Grenzpunkte erscheint der schöne Strom wie die Seele eines reizenden Jydys. Sanfte Höhen umschmiegen liebliche stille Fruchthäler mit sauberen Häusern, wohlgenährte Herden weiden behaglich auf den saftigen Ufertriften und fleißige Menschen schaffen in lohnender Arbeit den langen schönen Sommertag hindurch. Hoch oben aber von den das Thal überragenden Berggipfeln winken Burgen, Schlösser und Ruinen herab und bieten dem auf schnellem Schiff vorübergleitenden Touristen einen malerischen Anblick. Da windet sich der Strom in vielen Schlingungen bei Friedingen zwischen hohen, reichbewaldeten, von Klippen und Klüften gekrönten Ufern hin; da steigt auf jähem Felsen das Schloß Bronnen so kühn und verwegen in die blaue Luft empor, daß den Schauenden Schwindel befällt; da kragt es von der felsig gelegenen Kirche von Neuron, am Fuße der Hardt, feierlich über das Wasser hin; da trägt das Schiff an dem stolzen Burgfels von Wildenstein, an der phantastischen Ruine Gause, an dem weithin leuchtenden Schloßchen Werrowag vorbei, und das Auge sätigt sich bei jeder Wendung, die der unruhige Strom beliebt, an immer neuen romantischen Ausichten, bis das Fahrzeug unterhalb des schönen Schlosses von Sigmaringen, der Wiege der preussischen Dynastie, dem folgen „Horst des schwarzen Adlers“ anlegt, wo auch unsre Fahrt für heute ein Ende nimmt.

* Freunden des schönen Donaulandes sei empfohlen: Alexander F. Geth. Die Donau vom Urprung bis zur Mündung. Mit 200 Illustrationen und Stromkarte. (Wien, A. Hartlebens Verlag.)

Modisches Allerlei für den Hochsommer.

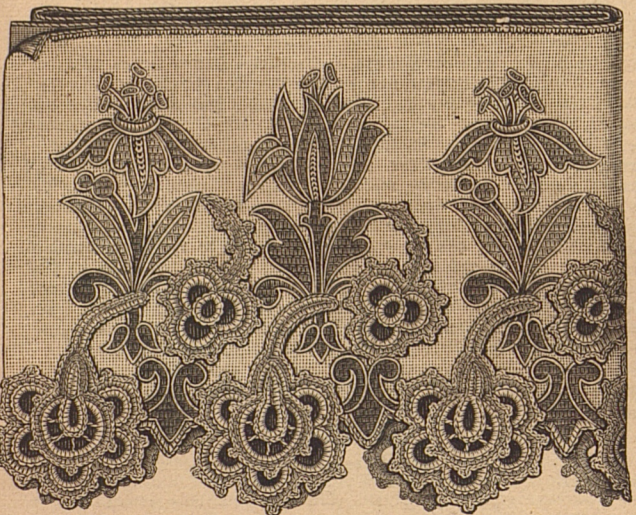
Die Tage des Hochsommers — Tage der ungebundenen Freiheit und des Genusses, goldene Stunden, entlastet von werktäglichen Sorgen und Mühen — sie sind auch für die Mode eine Mahnung, schnell noch herauszutreten aus der vorgezeichneten Bahn und mit jedem, sicherem Schöpfertrieb hineinzugreifen in die munteren, fröhlichen Bilder, die das Romadentum des Strand- und Babelbens oder der Villeggiatur entrollt.

Unabhängig ist die Neuzeit bemüht, unsere Wohnräume mit Gegenständen auszustatten, die mit dem Neuen das Wohlgefällige und Praktische verbinden. Und gerade zur Sommerzeit, die den Wechsel



zwischen Stadt und ländlichem Aufenthalt herbeiführt, den Gartenhäusern, Balkonzimmern, Ausstattungen von Balkons größeres Augenmerk zuwenden, läßt sie am Zweige der Industrie die reizvollsten Blüten sich erschließen.

Gelegentlich der Möbel und der Zimmereinrichtung füge ich noch einige Worte über die Handarbeiten hinzu, ohne deren belebende Beihilfe auch eine sonst hübsche Wohnstätte kahl und freudeleer erscheinen würde.



hübschen Gebilden, die als Decken, Schoner, Lambrequins, Garnituren u. auftreten. Neu darin sind Schoner aus Flandrich-Leinen oder Bosnisch-Leinen, denen einzelne durchbrochen gehäkelte Figuren aus grauem Garn, Blüten imitierend, eingeseht sind, so daß sie aneinander gereiht den unteren Rand des Schoners bilden; den gehäkelten Blumen schließen sich senkrechte Blütenzweige an, die im Plattschiff mit farbiger Seide gefickt sind.

Wenn auch der heiße Strahl der Sommer Sonne dem Schirm sein volles Recht zuerteilt, so mag man zu gleicher Zeit des Fächers nicht gern entraten, um Kühlung zu fächeln, Insekten zu wehren oder den müßigen Händen ein launiges Spiel zu gewähren. Leicht und grazios sind die neuen Sommerfächer; seine zarte Holzgestelle mit Crêpe de Chine oder mit Seidengaze bekleidet und mit Applikation von spanischer Blonde verziert, die sich samt hübscher Malerei in die Fläche des Fächers teilt.

Mehr und mehr läßt die Mode den Plan einer Reform bezüglich der Kleiderarten ahnen. Darauf deuten die an Günstig gewinnenden Blusen, die vorn lose gearbeiteten Polonaisen hin, mehr aber noch die verschiedenen Arten der Gürtel, welcher sich bereits die Damen bedienen, um die Taille rund, d. h. ohne Schnebbe oder Schoß erscheiden zu lassen.

Seit Jahren schon behaupten sich die Rüschen und Einbestreifen mit einer Zähigkeit, die eigentlich an der Wiederkehr der Herrschaft der Lingerie, d. h. der weißen Kragen und Manschetten, der weißen Spitzenartikel zweifeln ließe.

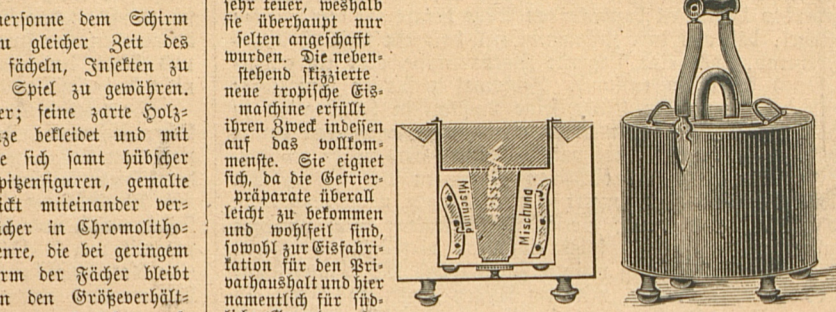
Schach.

Schach-Aufgabe Nr. 201. Von Ch. Mathison. Schwarz. Chessboard diagram with pieces and solution text: Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Schach- und Spielkorrespondenz. Richtige Lösungen der Schachaufgaben erhalten von Fr. Auguste v. M. in Nachen, Theodora Klausinski, Antonie Dörthmann, Hermine Karstjanen, Luise Mayer, Veronika Doretta, Herr Julius Blante, Martin Judschwert, Ernst Brandes, August v. Massenbach (Nr. 198 und 199).

Wirtschaftsplaudereien.

Neue tropische Eismaschine zur Bereitung von Gefrorenem ohne Anwendung von Roheis, sowie zur Herstellung von Roheis mittelst Kälte erzeugender Gefrierapparate. Das Bedürfnis bisweilen kleinere Mengen von Roheis herzustellen, ist zweifellos schon häufig an solchen Orten empfunden worden, welche von größeren Städten entfernt liegen und keine Roheisniederlagen besitzen, oder deren Klima überhaupt die Eisbildung nicht zuläßt, wodurch das Eis, welches dann von fälteren Gegenden eingeführt werden muß, außerordentlich verteuert wird.



Neuer tropischer Eismaschine zur Bereitung von Gefrorenem ohne Anwendung von Roheis, sowie zur Herstellung von Roheis mittelst Kälte erzeugender Gefrierapparate. Das Bedürfnis bisweilen kleinere Mengen von Roheis herzustellen, ist zweifellos schon häufig an solchen Orten empfunden worden, welche von größeren Städten entfernt liegen und keine Roheisniederlagen besitzen, oder deren Klima überhaupt die Eisbildung nicht zuläßt, wodurch das Eis, welches dann von fälteren Gegenden eingeführt werden muß, außerordentlich verteuert wird.

Die tropische Eismaschine wird für einen Regelmahl von ca. 1/2, 1, 1 1/2 Kilo Eis zum Preise von 20, 32, 50 Mark, sowie auch mit zwei Kegeln von je 1 Kilo Inhalt zur gleichzeitigen Bereitung von zwei verschiedenen Arten Eis zum Preise von 40 Mark geliefert.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 77.

Eine Damengesellschaft mußte für einen gemeinschaftlichen Zweck 120 Thaler entrichten. Die Zahl der Thaler des Beitrags jeder Dame war um 19 geringer als die Zahl der Damen.

Rätsel.

Rätsel. Der Vorgelegte erteilt's, Der Untergebene erhält's, Den Leidenben stärkt und heilt's, Und dem Touristen gefällt's. Includes a grid puzzle and a cross puzzle.

Gediegene Reiselektüre.

Aus unserer Romanbibliothek empfehlen wir unseren verehrten Leserinnen zur Anschaffung: Gänsefelle. Eine Hofgeschichte von Nataly von Eschstruth. 2 Aufl. 2 Bände. Preis 10 Mark. Eleg. geb. 12 Mark.